

Auch so kann ein politischer Schlagabtausch in TV-Diskussionen aussehen: Im griechischen (Foto unten) und georgischen Fernsehen flogen zwischen Volksvertretern die Fäuste.



Fotos: Dimitri Messinis



PROF. PETER FILZMAIER

Filzmaier analysiert

Peter Filzmaier ist Professor für Politikwissenschaft an der Donau-Universität Krems und der Karl-Franzens-Universität Graz.

Jeder gegen jeden

Zur Nationalratswahl gibt es im Fernsehen rund 50 (!) Diskussionssendungen. Der ORF macht am Dienstag mit seinen TV-Duellen der Spitzenkandidaten den Anfang. Peter Filzmaier analysiert all diese Debatten im Anschluss in der „ZiB 2“ und beschreibt für die „Krone“, was sie (nicht) bewirken können.

ob Kern sprachlich mehr oder weniger gelingt.

2 Die richtige Frage lautet: Fanden Sie Kandidat X auf dem Bildschirm besser, und werden Sie – in ein paar Wochen, nicht etwa am Diskussionsabend – seine Partei wählen, obwohl Sie ansonsten für eine andere Partei gewesen oder daheim geblieben wären? Neben den Stimmen der Unentschlossenen ist das die einzige Möglichkeit, dass ein Debattergebnis etwas am Wahlresultat ändert.

Überläufer zwischen den Parteien sind freilich selten, da fix entschlossene Wähler

eine Wunschwahrnehmung haben. Sie wollen bei „ihrem“ Kandidaten vor allem die Stärken sehen, beim Gegner schaut man auf Schwächen. Parteigänger erklären am Stammtisch oder im Internet stets, dass der Diskutant der eigenen Partei ein Genie und alle Gegenüber quasi Idioten wären. Manchmal ohne die Sendung gesehen zu haben.

3 Parteien betreiben genauso „Echo“-Politik, indem Funktionäre und im Wahlkampf engagierte Berater verkünden, warum der eigene Chef siegt. Der SPD ist in Deutschland gar das

peinliche Hoppala passiert, mit dementsprechenden Jubelanzeigen zu werben, bevor Martin Schulz überhaupt mit Angela Merkel diskutiert hatte.

In Wahrheit ist es sehr schwierig, inhaltlich zu punkten. 70 Prozent unserer Eindrücke beim Fernsehen sind bildlich. Zählt man Körpersprache und Stimm-lage dazu, also Dinge unabhängig vom geistigen Wert des Gesagten, sind wir bei 90 Prozent. Für die Schlagkraft der Argumente bleibt somit wenig übrig.

4 Attraktives Aussehen allein reicht dennoch nicht. Dass der braungebrannte John F. Kennedy 1960 US-Präsident wurde, weil er im Fernsehstudio den schwitzenden Richard Nixon schlug, das ist ein modernes Märchen.

Ach ja, apropos Schlagkraft: Sowohl in Brasilien als auch in Griechenland oder Georgien standen Politiker auf, um Mitbewerber live und im wörtlichen Sinn zu schlagen. Gewählt wurden sie deshalb nicht.

Wahl
Extra